

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 16 (1926)

**Heft:** 15

**Artikel:** Reise nach Zentralbrasilien

**Autor:** Zulliger, Hans

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-637221>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

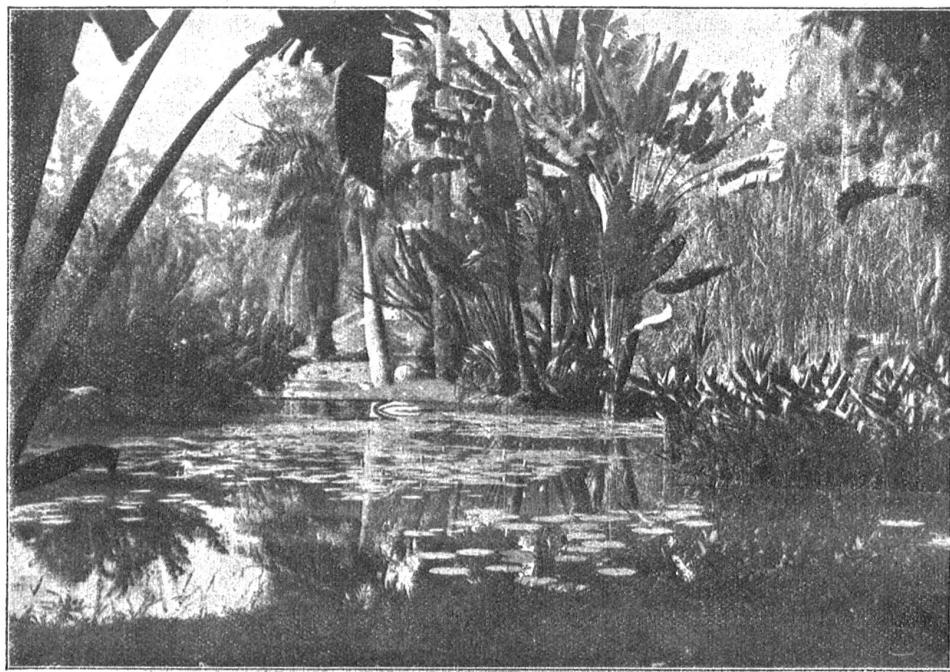
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Teichpartie aus dem botanischen Garten in Rio de Janeiro.

## Reise nach Zentralbrasilien.

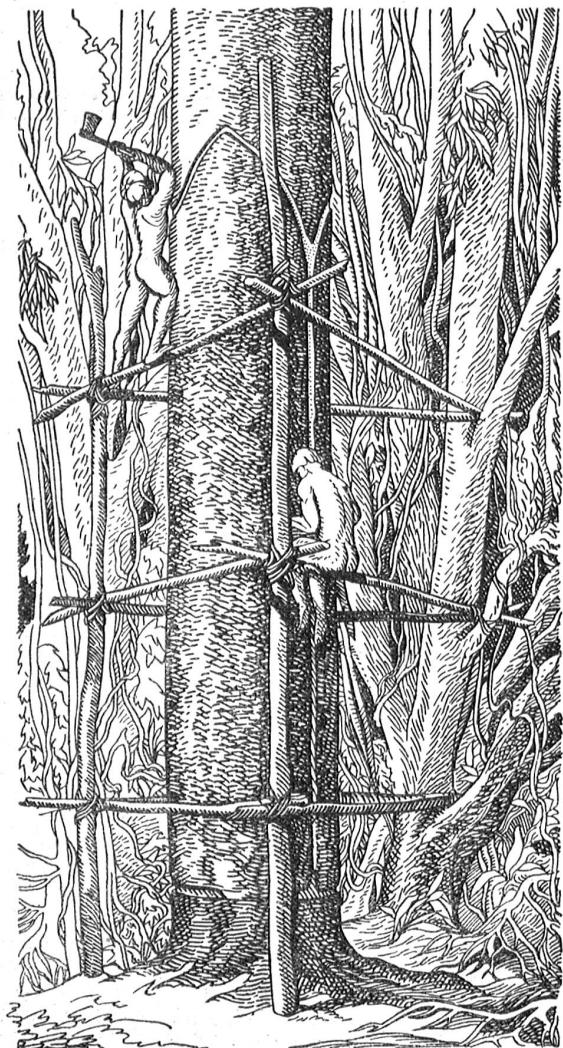
Ein junger Zürcher Gelehrter, Dr. H. Hintermann,\*) hat in den Jahren 1924/25 eine Reise nach dem unerforschten Zentralbrasilien unternommen. Der Weg führte ihn, nachdem er im wunderschönen Rio de Janeiro angelkommen war und den dortigen fabelhaft ausgestatteten botanischen Garten besucht hatte, auf dem Urwaldexpress ins Innere, nach dem nur auf kleinen Flussdampfern erreichbaren Hauptorte des Staates Matto Grosso, der den Namen Cunhaia trägt.

Unterwegs machte er jedoch der Schlangenfarm von Butantan einen Besuch. Eine Schlangenfarm ist wohl Grund genug, um eine Reisefahrt für ein paar Tage zu unterbrechen. Es ist nicht etwa ein verrückter Engländer, der auf die Idee kam, Schlangen auf einer Farm zu züchten, hauptsächlich Giftschlangen, es ist auch nicht ein gerissener Yankee, der sich ein Geschäft machen will, indem er den Indianern zum Eintünchen der Pfeilspitzen Schlangengift gegen altes Infagold und gelbe Riodiamanten liefert — nein: die brasilianische Regierung hat die Farm gegründet. Hier werden die verschiedenen Schlangengifte untersucht, Serum wird gewonnen gegen jedes einzelne der Gifte und ein allgemeines gegen Schlangenbisse, und man züchtet die ungefährliche, aber giftschlangenfressende Massurana-Schlange. Die Seren werden zu billigstem Preis über das ganze Land verbreitet, denn Brasilien ist ziemlich schlängenreich. In der Farm leben die Reptilien in heuschochenähnlichen Behausungen, die auf freien Plätzen stehen. Ein ziemlich breiter Bach trennt das Land von der Umfassungsmauer, die nur ganz niedrig ist. Den schwimmenden Schlangen gelingt es nicht, über die Mauer zu springen, weil sie nur dann überhaupt springen können, wenn sie zusammengerollt sind. Die Einheimischen fürchten sich nicht vor Überraschungen von ausgestreckten Schlangen, die mit Vorliebe sich an Dorfrändern und in Kulturen einnisteten, wo sie Mäuse, Ratten, Kröten und dergleichen Getier suchen. Wenn aber ein Mensch unerwartet auf eine zusammengerollte Schlange tritt, so springt sie ihm fauchend gerade ins Gesicht, und ihr Biß ist dann doppelt gefährlich, weil in der Nähe des Gehirnes.

\*) H. Hintermann: Unter Indianern und Riesenschlangen, Verlag Grethlein & Co, Zürich-Leipzig. 330 S., Gr. 8. Preis Fr. 20.—.

Mit der Serumgewinnung hatte die Regierung Erfolg. Die auf Schlangenbisse zurückzuführenden Todesfälle verringerten sich. Die Farm kaufte im ganzen Lande lebende Giftschlangen auf; die Regierung erläßt Broschüren mit Anleitungen zum gefahrlosen Fang der Reptilien und schickt Ärzte als Vortragende herum, die den Einwohnern den Gebrauch der Injektionspriß und der Sera vordemonstrieren.

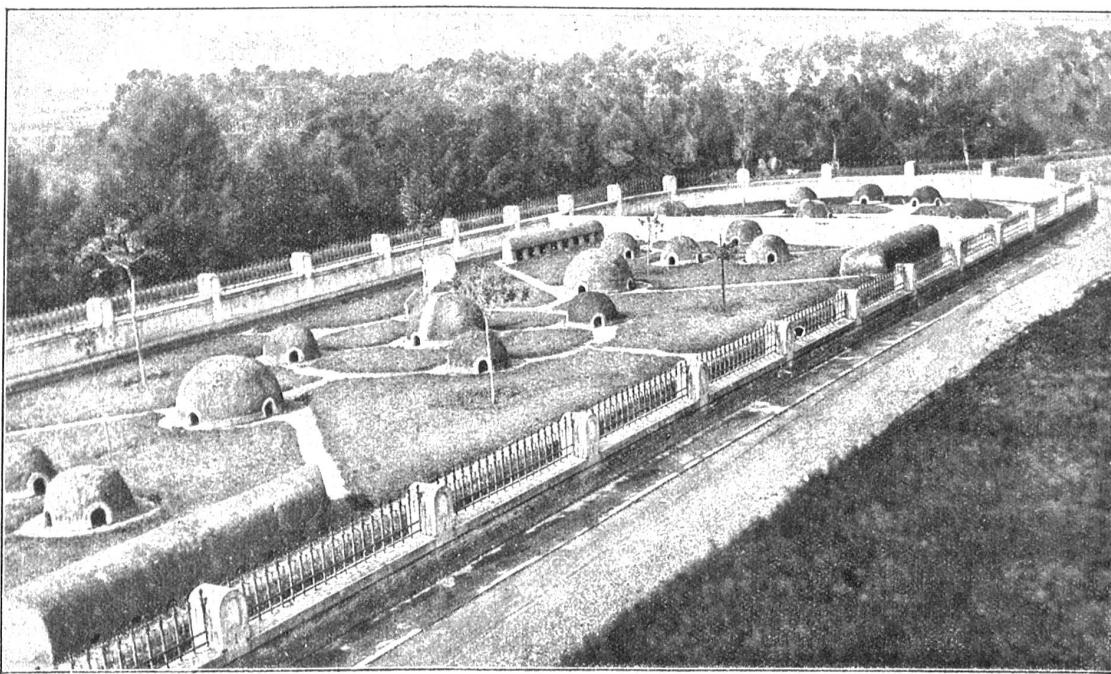
Auf der Flusstreise den Paraguai hinauf, der dort viele Krümmungen macht, trafen die Reisenden auf ganze Herden von Krokodilen, die träge auf den Sandbänken lagen. Erst, wenn man ihnen aus Winchesterbüchsen mehrere Schüsse in den faulen Leib jagte, so geruhten sie, langsam ins Wasser zu gleiten — es ließ sich keines zum Ausstopfen erwischen. Merkwürdigerweise ist diese Krokodilart für die Menschen ungefährlich. Indianerinder baden 30 Meter von ihnen entfernt, ohne belästigt zu werden, obwohl die gleiche Kro-



Bau der Rindenkanus am Einschiffungslager.

Kodilart im Amazonenstrom sehr gefürchtet wird: mittlen in einer Stadt holten sie eine am Flusse arbeitende Wäscherin in die Fluten und verschlungen sie. Hintermann glaubt, daß die Krokodile wegen des ungeheuren Fischreichtums der Paraguaiquellflüsse so fettgefressen sind, daß sie auf den Angriff größerer Lebewesen verzichten. Gefährlicher als die Krokodile ist der forellengroße Piranha. Er greift in Scharen und Schwärmen vor kommend, Menschen und bändendes Wild an, und in wenigen Minuten ist z. B. ein Tapir zum Skelett gefressen. Der Fisch ist so sehr gefährlich, daß dort, wo er vorkommt, eine Hungersnot der Reisenden nie vorkam. Er heißt auf den geringsten Köder, wittert Blut von weitem und springt in der Stoffdunklen Tropennacht in die erleuchteten Fische der Fischer. Der Fang muß jedoch vorsichtig vorstatten gehen, wenn man alle seine Finger behalten will.

Im Norden des Plateau von Matto Grosso liegt das Indianerdorf Simon Lopez, der Wohnort der „zahmen“ Bakairi. Es wurde von der brasilianischen Indianerfürsorge zu dem Zwecke gegründet, den wilden Stämmen von diesem Zentrum aus bessere Lebensbedingungen zu verschaffen; von hier aus wanderten die eisernen Wald-Haumesser (gertelähnliche Dinger), Alexte, Küchenmesser und andere Geräte zu den Indianerstämmen, die noch auf der Stufe des Steinzeitalters standen und erst seit etwa zwanzig Jahren Werkzeuge kennen, die nicht nur aus Holz, Knochen und Stein bestehen. Nun wurde es für diese Wilden, die in der Regel friedlich nebeneinander wohnen, bedeutend leichter, den harten Kampf um ihr Dasein zu führen. Der Wald lässt sich rascher und gründlicher roden, um Gärten und Pflanzstätten für Manioka und einige andere Nutzpflanzen anzulegen. Das Häuser- und Kanubauen geht rascher vorstatten, mit den eisernen Angeln lässt sich rascher



Slangengarten mit Schlangenhäuschen in Butantan.

und zuverlässiger fischen. So werden die Lebensbedingungen leichter, der durch vielen Abortus herbeigeführte Geburtenrückgang verschwand bald, und heute nimmt bei allen Stämmen die Bevölkerung wieder rasch zu. Bis zu den wildesten und kriegerischsten Stämmen ist der Name des General Rondon, des großen und edlen Indianerfürsorgers Brasiliens, gelangt, und wenn sein Name von den Mitgliedern der Expedition unter Wilden genannt wird, so sieht man diesen die Ehrfurcht an, die sie zu ihrem Wohltäter haben.

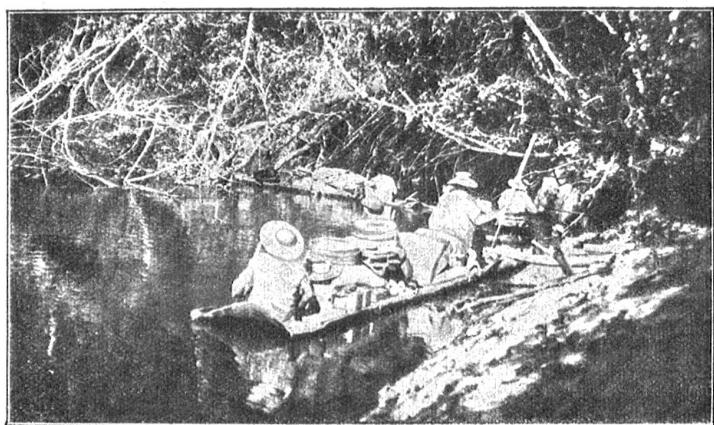
Hintermanns Expedition schloß sich einer brasilianischen Militärmission an, die die Aufgabe hatte, die Wasserscheidenverhältnisse zwischen Amazonas und Paraguay zu untersuchen, die Wassermengen der Quellflüsse des nördlichen Matto-Grosso-Gebietes zu messen und mit den unbekannten wilden Indianerstämmen freundliche Beziehungen anzuknüpfen, indem man sie mit Alexten, Haumessern, Spiegeln, Glasperlen, Angeln und anderem mehr bescherte.

Mit dem Verlassen der letzten einigermaßen „zivilisierten“ menschlichen Niederlassung begannen nun die Strapazen und Leiden, die mit einer derartigen Expedition immer verbunden sind, und von denen sich der Europäer in seinem gesicherten Besitz von Kommunikationswegen gar keinen rechten Begriff machen kann.

Der Weg muß mit dem Buschmesser durch einen Vortrab für die Lastochsen und Maulesel gehauen werden. Oft sperren Sumpfe den Durchgang, vorgehauene Pfade müssen abgeändert werden. Eine dem Auge kaum sichtbare Bodenerhebung ist maßgebend dafür, ob das Wasser unter dem Äquator durch in den Amazonenstrom abfließt, oder ob es seinen Weg nach dem Rio de la Plata tief im Süden nehmmt. Endlich gelangt man an den fast senkrecht und canyonartig in den Sandfels eingeschnittenen Iatobaba-Fluß, einem Quellflusse des Xingu, der dem Amazonenstrom zustrebt. Als der Expeditionsleiter glaubt, der Fluß sei schiffbar, werden die angeworbenen Bakairi ausgeschickt, um Kanus zu hauen. Die Leute suchen geeignete Iatobabäume, richten an ihnen ein Gerüst auf, etwa so, wie bei uns die Maler, wenn sie ein Haus streichen wollen. Hierauf schneiden sie an einem Baum zwei der Rindenboote zurecht und sprengen hernach die Rinde vom Stämme ab. Im Feuer wird die Hinterseite des Bootes aufgebogen,



Picade durch dichten Bambus am oberen Ronuro.



Durchzwängen eines Bootes durch die Krone eines gestürzten Urwaldriesen.

und es ist gebrauchsfertig für die Flußreise. Jeden Abend wird jedes Boot mit Sperrhölzern versehen, damit sich die Rinde nicht verbiege. Etwaige Risse in der Rinde werden mit Lehm oder mit Tuchstücken, die man von den Händen abreißt, verstopft. Die Ochsen und Esel werden nach Simon Lopez zurückgeschickt, und nun beginnt die Kanureise.

Sie ist vorerst mit großen Hindernissen verbunden. Urwaldriesen, die das Tal säumen, breiten sich als Barrieren über den ganzen Fluß. Sie liegen oft auch unter dem Wasser und bringen die leichten Fahrzeuge dem Rippen nahe. Nur der Geschicklichkeit der mitgenommenen zahmen Bakairi ist es zu verdanken, wenn oft nicht alle Geräte in den Fluß fallen und verloren gehen. Die Barrieren müssen weggeholt werden, oft lädt man die Kanus aus, trägt sie eine Zeitlang weiter und setzt sie, wo der Flußlauf wieder günstigere Verhältnisse aufweist, von neuem ins Wasser. Das verzögert die Reise. Die Nahrungsmittel werden knapp. Fische sind in den stromschnellen reichen Flüssen sehr selten — denn weiter unten ist ein bedeutender Wasserfall, da können sie nicht darüber hinauf springen. Wie eine Erlösung hört die Expedition das Gebrüll einer Schar Affen. Einer der Offiziere erlegt ihrer fünf, die der Koch mit Schmunzeln in Empfang nimmt. Jedermann hilft gerne davon essen, nur ein von Hintermann angeworbener Tscheche weigert sich auch beim größten Hunger „meine nächsten Verwandten aufzufressen!“

Nachdem die großen Wasserfälle überwunden sind, hören die Stromhindernisse auf, und der Fischreichtum vertreibt die Nahrungsorgeln. Man findet Schildkröten, und hier und da wird ein Hirsch geschossen. Das bedeutet aber nur für die Weißen ein Fest — den Indianern ist das Genießen von Hirschfleisch verboten. Warum? Hintermann gibt uns darüber keine Auskunft. Wahrscheinlich ist der Hirsch ein ehemaliges Totemtier der Bakairi; ein solches zu töten und zu essen bedeutete gleichviel wie Vatermord. Möglicherweise bestehen noch andere Gründe.

Schließlich wird der Einfluß des Tatoba in den Xingu erreicht. Nachdem die Offiziere ihre Messungen gemacht haben, tritt man nun die Reise einen anderen Nebenfluß hinauf an, nämlich den Xuliseu.

Und alsgleich stößt die Karawane auf nachlebende Wilde vom Stämme der Kamayura. Mit Hilfe der Bakairi wird das anfängliche Misstrauen bald gebrochen. Die Wilden, die Schildkröten eischen, werden zum Essen eingeladen, dann beschenkt man sie mit Angeln, Messern und Gerten, und schließlich bedeutet man ihnen, man wolle ihre Dorfgenossen ebenso beschenken, wenn man zu ihnen geführt werde. Man vergißt auch nicht, den Namen des Wohltäters der Indianer, General Rondon, zu erwähnen, der wie ein Zauberwort wirkt. Sein Ruf hat sich auch zu all jenen tief im Urwald verborgenen lebenden Stämmen verbreitet, die noch nie Weiße von Angesicht

zu Angesicht sahen. Und die Expedition wird in ein Dorf geführt, das zirka 15 Kilometer vom Flußlauf entfernt in einer durch Brand entstandenen Lichung liegt.

Auf ganz ähnliche Weise werden später die Ualapiti, Auiti, Uaura und Minacoinianer besucht, alles Wilde, welche Kleidung noch nicht kennen und deren eiserne Gebrauchsgegenstände durch Tausch (im Sinne von Geschenken — den Tauschhandel kennen sie noch nicht) erworben worden waren. Sie finden ihre Naßtheit durchaus nicht als beschämend, und ein Häuptling, dem man ein Paar Hosen schenkt, legt sie stolz über den Rücken, sich mit den „Hosenschlötern“ eine Kravatte bindend...

Wie die Männer und Kinder, so gehen auch die Frauen völlig nackt daher. Wenn sie über den Geschlechtsteilen ein kleines, dreieckiges Stück Rindenbast tragen, sodann, um bei der sitzenden Arbeit auf den Maniokfeldern nicht von Zedern, Ameisen, Skorpionen, Erdlöchern und anderen Insekten an den empfindlichsten Organen belästigt zu werden. Als Schmuck tragen sie Papageienfedern, vielmehr jedoch eine Bemalung des Gesichtes mit grellen Farben. Woraus sich für die Völkerkunde wieder einmal ergibt, daß die sexuelle Schamhaftigkeit, wie wir Weiße sie empfinden, ein sekundär und sekular erworbenes Gefühl bedeutet, und daß die Kleider ursprünglich allein Schmuck- und Schutzzwecken dienten.

Die reichbeschenkten Wilden schenken den Teilnehmern der Expedition völkerkundliche Gegenstände, Manioka, Farinha und kleine, aber äußerst willkommene Mengen Tabak. Der letzte Teil der Flußreise ist nun der schwierigste, Man fischt schließlich mit Ekrasit, aber immer noch knurren die Magen. Hier und da gelingt es, ein Wild zu erlegen, und dies bedeutet jedesmal ein kurzes Fest.

Es ist kurz vor der Regenzeit, der mit Bekümmernis entgegengesehen wird. Denn dann werden die Ufer überflutet, und da, wo man heute einen geschossenen Hühnervogel ausweidet, wird der gefräsigste Piranha herumschießen und zerstückeln, was ihm in die Nähe seines Gebisses kommt, das von den Indianern als Schere zum Haarschneiden benutzt wird...! Der Urwald mit seinem Dunkel macht den Weißen auf die Dauer depressiv verstimmt. Der Tscheche ist einmal wie tobsüchtig und will alles kleinschlagen. Man muß ihm mit dem Buschmesser drohen und ihn stehend an einen Baum binden, bis er wieder zur Vernunft kommt. Kleine Mücken, die dem engmaschigsten Moskitonetze trocken, Zedern, Ameisen und Wespenarten untergraben den letzten Rest von Nervenkraft und es ist nicht verwunderlich, wenn schließlich die ganze Gesellschaft an Malaria erkrankt — dem Fieber, dem fast zu gleicher Zeit der Amazonas-Tscheche Professor Koch-Grünberg erlag. — Hintermann leidet außerdem an einer gefährlichen Mittelohrentzündung, und wie durch ein Wunder erreicht er schließlich das Ausschiffungs-



Kinofachverständige in einem Kulisvudorf.

lager am Rio Arami, wo eine Ochsen- und Maultierkarawane von Simon Lopez die Übermüdeten erreicht. Nun wird rasch wieder der zivilisierten Gegend zugestrebt. Dabei geht allerdings der einzige schweizerische Begleiter Hintermanns, ein tapferer 16jähriger Junge, im Busch verloren. Erst nach fast einem halben Jahre sah ihn sein Chef wieder, der inzwischen nach Rio de Janeiro hatte reisen müssen, um sich operieren lassen zu können. Längeres Warten hätte ernstere Gefahren mit sich bringen können: eine Mittelohrentzündung ist kein Spaß, und schon bei seiner Ankunft in Cuyaba hatte man ihm mitgeteilt, daß das eine Trommelfell verloren war.

Heute ist Dr. Hintermann in Zürich wiederum im Lehrante tätig. Er ist der Herausgeber der bekannten Schweizer Jugendzeitschriften (Pro Juventute), hält über seine Reisen Lichtbildvorträge, die in Zürich immer bei ausverkauftem Hause stattfinden und arbeitet an einem zweiten Reisebuch, das über die Indianer am Rio Napo (Nebenfluß des Amazonas aus Ecuador, vom Cotopaxi und Chimborazo herkommend) handelt. Das Buch, aus dem die Angaben zu diesem Aufsatz entnommen sind, liest sich so spannend wie ein Roman und ist mit 95 Abbildungen, Photos und Karten versehen.

Hans Zulliger, Zürigen.

### Löwenritt.

Bon Ferdinand Freiligrath.

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen, Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen. Wo Gazellen und Giraffen trinken, lauert er im Rohre; Bitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Schlamore. Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkreale, Wenn des jähren Tafelberges bunte, wechselnde Signale. Nicht mehr glänzen, wenn der Käfer einsam schweift durch die Karoo,<sup>1)</sup> Wenn im Busch die Antilope schlummert, und am Strom das Gnu:

Sieh, dann schreitet majestatisch durch die Wüste die Giraffe, Dass mit der Lagune trüben Fluten sie die heiße, schlafse Zunge lästere; lebendig eilt sie durch der Wüste nackte Strecken, Kniend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

Blößlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken Springt der Löwe; Welch ein Reitsperr! Sah man reichere Schabracken In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen, Als das bunte Fell des Renners, den der Tiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne; Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne. Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt: Sieh, wie Schnelle des Kameles es mit Pardelhaut vereinigt!

Sieh, die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen! Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen In dem braungefleckten Hase nieber schwarzen Blutes Tropfen, Und das Herz des flücht'gen Tieres hört die sifte Wüste Klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luftiger Schemon, Eine sandgeformte Trombe<sup>2)</sup> in der Wüste sand'gem Meer, Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt er durch die Wüste; Ihr Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Gräfte; Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberisch verheerte; Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen, Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster rühen. Mastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen! Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Laumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise. Tot, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise. Über Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen; — So durchsprengt der Tiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

1) Fruchtbare Hochebene in der Kapkolonie (Südafrika).  
2) Soviel wie Windhose.

### Ferdinand Freiligrath, dem Dichter der Volksfreiheit zum Gedächtnis.

Wir haben das Resultat der Volksbewegung gegen die Fürstenabfindung in Deutschland schon gemeldet. Zwölf-



Ferdinand Freiligrath,  
der Dichter der deutschen Volksfreiheit. Am 18. März leßtbin jährte sich  
sein Todestag zum 50. Male.

einhalb Millionen deutsche Männer und Frauen gaben ihre Stimmen ab gegen die geflohenen und abgedankten und nun nach Volksgut begehrlichen Fürsten. Der Monarchismus scheint in Deutschland gründlich abgewirtschaftet zu haben. Beweis hiefür auch die drei Millionen Reichsbannerleute, die sich um die Farben Schwarz-Rot-Gold scharen.

Wie war es mit diesen Farben?

„In Kümmernis und Dunkelheit,  
Da mußten wir sie bergen!  
Nun haben wir sie doch befreit,  
Befreit aus ihren Särgen.  
Ha, wie das blickt und rauscht und rollt!  
Hurra, du Schwarz, du Rot, du Gold!

Pulver ist schwarz,  
Blut ist rot,  
Golden flackert die Flamme!“

So sang einer der Flüchtlinge von 1848, eben der Dichter, dessen 50jähriger Todestag am vergangenen 18. März das demokratische Deutschland gefeiert hat. Schwarz-Rot-Gold waren von Anbeginn die Farben der deutschen Demokratie. In den trüben Jahren der Reaktion und Demagogieverfolgung, da Deutschland mit ganz Europa unter Metternichs Joch seufzte, da waren sie verfehlt, und ein todeswürdiges Verbrechen war es, sie zu tragen. Aber die tapfersten deutschen Männer bekannten sich trotz aller Verfolgung zu den Farben der Republik. Freiligrath war unter ihnen. Gleichzeitig ungefähr mit Georg Herwegh ging er ins Exil. Nur kurze Zeit hatte er, Geibels Vorbild befolgend, die goldene Fürstenkette getragen; König Friedrich Wilhelm IV. hatte ihm, durch Humboldt veranlaßt, ein Jahresgehalt von 300 Talern angewiesen; aber Freiligrath fühlte sich gefesselt und gehemmt, und 1844 verzichtete er auf das Jahrgeld des Königs. Dafür schrieb er sein „Glaubensbekenntnis“, worin er Hofmann von Fallersleben, einem von Fürsten geächteten Dichter, die Freundschaftshand hinstreckte:

„... Ich auch, eben vor der Schlacht,  
Biete dir die Rechte!  
Ja, auch ich steh' kampfbereit,  
Gleich sind unsere Zeichen. —  
Mit Bewußtsein wag ich's heut',  
Dir die Hand zu reichen.“